

Kerry Egan Leben

Reading excerpt

[Leben](#)

of [Kerry Egan](#)

Publisher: Gütersloher Verlagshaus



<http://www.narayana-verlag.com/b22518>

In the [Narayana webshop](#) you can find all english books on homeopathy, alternative medicine and a healthy life.

Copying excerpts is not permitted.

Narayana Verlag GmbH, Blumenplatz 2, D-79400 Kandern, Germany

Tel. +49 7626 9749 700

Email info@narayana-verlag.com

<http://www.narayana-verlag.com>



GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



Kerry Egan

Leben

Von Sterbenden lernen,
was zählt

Aus dem Amerikanischen
von Juliane Gräbener-Müller

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



FÜR MEINE KINDER

INHALT

- 1** Geschichten, die wir erzählen **7**
- 2** Die Feuerprobe der Liebe **29**
- 3** Glorias Baby **34**
- 4** Ach, hätte ich doch mehr getanzt **54**
- 5** Wo Atem ist, ist auch Hoffnung **60**
- 6** Ein Leben in Grau **71**
- 7** Jeremia **85**
- 8** Geboren und noch mal
und noch mal geboren **107**
- 9** Liebe und andere reale Dinge **123**
- 10** Gewöhnliche Engel **141**

11 Vorstellungskraft und Leid **159**

12 Sterben ist nur ein Verb **168**

13 Es ist ein wunderbares Leben,
und dann geht man **178**

Danksagung **187**

W eise bin ich nicht geworden. Man denkt immer, wenn man alt wird, sollte man auch weise werden. Aber hier bin ich nun, dem Tod nah, und bin es bis jetzt nicht geworden.«

Glorias milchig blaue Augen weiteten sich, und sie zog die Augenbrauen hoch. Sie lachte, nur ein wenig.

»Bei allem, was ich durchgemacht habe, hätte ich ja gedacht, wenn überhaupt jemand das alles kapiert, dann ich.« Wieder lachte sie, eine Art rollendes Glucksen, das ihre langsame, gedehnte Sprechweise unterbrach. Sie lachte immer.

»Wissen Sie.« Als sie sich zu mir beugte, beschien Sonnenlicht den weißen Babyflaum auf ihrem Oberkopf. »Ich hab mir immer gewünscht, einen Schriftsteller kennenzulernen, dem ich meine Geschichten erzählen kann, damit andere Leute sie hören können und nicht dieselben Fehler machen wie ich. Ich würde ihm einfach meine Geschichten geben. Ich würde sagen: ›Hier, nimm sie und erzähl sie ihnen.‹ Sie wissen ja, was für verrückte Geschichten das sind. Aber ich hab nie einen Schriftsteller kennengelernt.«

Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte. Mehr als zehn Jahre zuvor hatte ich ein Buch geschrieben, war aber jetzt nicht als Autorin hier. Gloria war eine Hospizpatientin und ich war ihre Seelsorgerin. Von meiner Vergangenheit hatte ich ihr bisher nichts erzählt.

»Ich habe immer darum gebetet, einem zu begegnen«, fuhr sie fort. »Aber dieses Gebet wird wohl nicht mehr erhört werden.«

Wir verstummten, und ich hoffte, dass Gloria das Thema wechseln würde.

Sie hob die Hände von den Armlehnen und ließ sie mit einem tiefen Seufzer wieder fallen. »Ich verlasse nicht einmal mehr dieses Haus. Ich stecke hier fest. Wie soll ich da noch einen echten Schriftsteller kennenlernen?«

Sie sah mich an und schüttelte lächelnd den Kopf.

»Ich hab gebetet und gebetet und gebetet. Manche Gebete werden wohl einfach nicht erhört.« Sie lachte wieder, doch diesmal klang es traurig.

Langsam wurde es lächerlich. Ich zögerte noch eine stille Minute, dann sagte ich: »Gloria, habe ich je erwähnt, dass ich einmal Schriftstellerin war?«

»Ein echte Schriftstellerin?« Ihre dünnen Augenbrauen gingen wieder nach oben.

»Ja, aber schon vor langer Zeit.«

»Also eine, die ein Buch geschrieben hat?«

»Ja. Veröffentlicht und alles.«

Sie warf die Hände in die Luft und blickte zur Decke.

»Und ich hab die ganze Zeit auf einen Mann gewartet!«, rief sie. Sie hüpfte ein bisschen in ihrem Lehnstuhl, drehte sich um und sah mich an. »Ich dachte, es würde ein Mann sein, Kerry! Aber das ist es!« Sie schaukelte vor und zurück und breitete die Arme weit aus. »Ich spüre es! Das ist die Antwort. Der Heilige Geist hat Sie zu mir geschickt, und ich habe Ihnen doch schon alle meine Geschichten erzählt. Sie brauchen sie nur noch aufzuschreiben. Vielleicht können sie jemandem helfen. Vielleicht wird jemand anderes durch sie weise. Versprechen Sie mir, dass Sie meine Geschichten erzählen werden.«

Mir hatten zwar schon vor Gloria einige Patienten gesagt, sie wünschten, andere Menschen könnten aus ihren Lebensgeschichten lernen – hatten mir sogar erlaubt, sie anderen zu erzählen –, doch der Anstoß zu diesem Buch kam tatsächlich von Gloria und meinem Versprechen an sie. Im Laufe der Jahre hatte ich mir schon viele Geschichten gemerkt, Geschichten, die Patientinnen und Patienten vor mir ausgebreitet und über die sie nachgegrübelt hatten, Geschichten, die sie in Gedanken ebenso drehten und wendeten wie ihre Rosenkranzperlen und zerlesenen Bibeln in den Händen. Ich sammelte sie und bewahrte sie in meinem Herzen. Oft, aber nicht immer, fanden meine Patienten im Lauf unserer Gespräche ein gewisses Maß an Seelenfrieden. Oft, aber nicht immer, wurde ihr Glaube an etwas Besseres und Größeres als sie selbst bestätigt. Oft, aber nicht immer, fanden sie unerwartet Kraft, bei den Menschen in ihrem Leben Abbitte zu leisten, und den Mut, furchtlos auf ihren Tod zuzugehen. Und immer lehrten diese Menschen mich etwas.

Wir alle haben Erfahrungen, die unser Leben prägen. Patienten erzählten mir diese Erfahrungen, diese Geschichten, manche nur ein oder zwei Mal, andere immer wieder. Normalerweise änderte sich bei jeder Wiederholung die Art und Weise, wie sie sie erzählten. Aber nicht das Wesentliche der Geschichte änderte sich, sondern die Betonung von Details, die hergestellten Zusammenhänge zwischen diesen Details, und schließlich formten sich die Zusammenhänge zwischen schon lange zurückliegenden Geschichten neu. Der Sinn in ihren Geschichten erweiterte und verlagerte sich.

Fast immer handelten ihre Geschichten von Scham, Kummer oder Trauma: Mein Kind starb mit vier Jahren in meinen Armen. Meine Frau verließ mich wegen eines anderen Mannes, während ich als Soldat weit weg war. Ich habe jemanden umgebracht. Mein Vater hat mich vergewaltigt. Ich hab mich fast tot gesoffen. Mein Mann schlägt meine Kinder und ich habe vor lauter Angst nichts dagegen unternommen. Ich wurde nicht geliebt und weiß nicht, warum. Die Geschichten verwirrten sie. Wie konnten diese Dinge nur passiert sein, und was bedeutete das alles?

Ich weiß nicht, ob es einen weise machen kann, wenn man sich die Lebensgeschichten von Menschen anhört, die im Sterben liegen, aber ich weiß, dass es die Seele heilen kann. Meine wurde dadurch geheilt.

So wie jedem einzelnen meiner Patienten war auch mir etwas passiert. Für die Geschichte, die mein Leben bis dahin geformt hatte, schämte ich mich. Mir war, als wäre ich geborsten und zerbrochen und könnte nicht wieder zusammengesetzt werden, als wäre ich tief im Innersten unwiederbringlich zerstört. Als ich anfang, im Hospiz zu arbeiten, war mir noch nicht klar, dass jeder, wirklich jeder Mensch geborsten und zerbrochen ist.

Nur wenige Monate, nachdem ich die Arbeit im Hospiz aufgenommen hatte, betrat ich das dunkle, nicht besonders wohnliche Zimmer einer Pflegeheimpatientin, die ihrem Krankenblatt zufolge sowohl unter Darmkrebs als auch unter fortgeschrittener Demenz litt. Ich erwartete eine schwache, zusammengerollt

daliegende Patientin. Stattdessen traf ich auf eine schöne Frau mit exakt gelegten weißen Locken, die kerzengerade auf ihrem Bett saß. Sie wirkte auf mich wie eine ausgezehnte, bläuliche Porzellanpuppe auf weißen Anstaltslaken.

Statt mich mit dem tiefen Schweigen der Demenz im Endstadium zu begrüßen, sprach sie mit einem breiten neuenglischen Akzent darüber, was es bedeutete, Teile des eigenen Körpers zu verlieren, Teile, die man nie besonders wahrgenommen hatte, bis sie nicht mehr da waren. Selbst bei Demenz im Endstadium kann es passieren, dass ein Patient Momente, ja einen ganzen Tag vollkommener Klarheit erlebt. Während sie über die vielen Jahre ihrer Krebsbehandlung sprach, wurde ihre pergamentene Haut in Nacken und Gesicht rosa-rot. Ihre Hände begannen zu zittern, dann der ganze Körper. Ihre Stimme wurde allmählich lauter, während ihr Körper sich immer stärker verkrampfte.

»Ich habe kein Arschloch!«, brach es schließlich aus ihr heraus. Dabei schlugen ihre kleinen weißen Fäuste auf das Bett. Selbst unter Aufbietung ihrer ganzen Kraft erzeugte sie kaum eine Delle in den Laken. »Ich kann nicht scheißen!«

Sie wandte den Blick ab und richtete ihn unverwandt auf den Heizkörper. Als sie wieder sprach, hörte man nur noch ein rauhes Flüstern. »Alle Leute, die in dieses Krankenzimmer gekommen sind, haben auf mich herabgeschaut. Sie haben mich eigentlich gar nicht gesehen. Sie wollten mich nicht sehen. Sie haben in Babysprache mit mir geredet, so als wäre ich eine Idiotin. Sie haben mich angeschaut und gedacht: ›Zum Glück bin ich nicht wie die.‹ Selbst bei den Netten wusste ich,

dass sie heilfroh waren, nicht so zu sein wie ich. Ich wusste, dass sie nur eine verrückte, jämmerliche alte Frau sahen, die nicht einmal ein Arschloch hat.«

Ein paar Sekunden, die sich wie Minuten anfühlten, saßen wir schweigend da. Als sie mich wieder anblickte, sagte ich: »Was Sie brauchten, war Mitgefühl, bekommen haben Sie aber Mitleid.«

»Ja.« Sie sog Luft ein. »Ja, das stimmt. Ganz genau.« Überraschung lag in ihrem Blick. Sie zog die Augenbrauen zusammen und sagte in einer anderen, fast anklagenden Stimme: »Sie sind sehr jung.«

»Ich bin älter als ich aussehe.«

»Nein. Sie sind jung«, sagte sie kategorisch. »Woher wissen Sie so etwas?«

»Nun ja.« Diese Frage hatte ich nicht erwartet. »Also, ich habe ein paar schwere Dinge durchgemacht. Ich weiß, wie Mitleid sich anfühlt.«

Sie setzte sich noch aufrechter hin und fixierte mich mit ihrem Blick. »Warum? Wie geht Ihre Geschichte? Was ist Ihnen widerfahren?«

Ich spürte ein heißes Kribbeln in meinem Körper. »Das erzähle ich lieber nicht, ich bin doch hier, um über Ihr Leben zu sprechen. Meine Rolle als Hospizseelsorgerin besteht darin, Ihnen zuzuhören, Ihnen zu helfen, Ihre spirituelle Kraft auszuschöpfen, um Sie durch diese Zeit zu bringen.« Ich bemühte mich um einen professionellen Ton.

»Sie schämen sich.«

»Nein, nein. Kein bisschen.« Plötzlich wäre ich am liebsten aufgestanden und weggerannt. In meinen Ohren hörte ich Meeresrauschen und spürte den Herzschlag in meiner Brust. Ich hielt mich an der Bettkante

fest. »Es ist einfach so, dass ich mich kenne und weiß, wenn ich erst einmal anfangen, von mir zu erzählen, spreche ich nur noch darüber, und das ist nicht richtig, denn ich bin ja hier, um für Sie da zu sein, nicht umgekehrt.«

Natürlich war das eine Lüge. Ich schämte mich, und das wusste sie. Freundlicherweise sprach sie mich aber nicht weiter darauf an.

Sie starrte mich mit ihren braunen, leicht aus den knöchigen Augenhöhlen und eingesunkenen Wangen hervortretenden Augen an. Dann griff sie nach meinen Händen und räusperte sich.

»Was immer Ihnen in Ihrem Leben Schlimmes passiert ist, was immer Sie Schweres durchzustehen hatten, Sie müssen drei Dinge tun: Sie müssen es akzeptieren. Sie müssen freundlich zu ihm sein«, sagte sie langsam, während sie meine Finger zusammenquetschte. »Und, hören Sie mir gut zu: Sie müssen ihm erlauben, freundlich zu Ihnen zu sein.«

Ich verstand nicht, was sie damit meinte. Wie sollte ich meinem schweren Schicksalsschlag erlauben, freundlich zu mir zu sein?

Bei meinem ersten Kind hatte ich einen Notkaiserschnitt, in dessen Verlauf irgendwann die Periduralanästhesie nicht mehr wirkte. Ich konnte alles spüren, aber das eigentlich Gefährliche daran war, dass ich mich bewegte, als der Bauchraum noch offen war. Daraufhin bekam ich eine Notanästhesie mit Ketamin, einem Narkosemittel, das normalerweise nur bei Pferden, bei Soldaten im Kriegseinsatz und bei Technopartys zum Einsatz kommt. Die Wirkungsweise von Ketamin ist anders als die üblicher Mittel, die das Schmerzempfinden des

Körpers ausschalten. Ketamin wirkt als »dissoziative Anästhesie«, das heißt, es kappt die Verbindung zwischen Körper und Bewusstsein, sodass man Schmerz nicht als solchen erkennt. Es löst also mit anderen Worten einen psychotischen Zustand aus.

In meinem unglücklichen und ungewöhnlichen Fall war das kein vorübergehender Zustand. Diese medikamenteninduzierte psychotische Störung hielt sieben Monate an. Als frischgebackene Mutter wurde ich plötzlich in eine Welt von Halluzinationen, Wahnvorstellungen, Dissoziationen, Selbstmordgedanken und Katatonie gestürzt. An das erste halbe Lebensjahr meines Sohnes kann ich mich praktisch nicht erinnern, und die anschließenden achtzehn Monate habe ich dank eines Cocktails aus starken psychiatrischen Medikamenten mehr oder minder verschlafen. Mithilfe von sehr viel Therapie, Medikamenten und Zeit ging es mir zwar irgendwann besser, aber diese Psychose hat mich Jahre meines Lebens gekostet.

Und ich schämte mich noch immer dafür, dass ich den Verstand verloren hatte.

Ich ging noch oft zu dieser Demenzpatientin, immer in der egoistischen Hoffnung auf ein weiteres Gespräch. Ich wollte erfahren, was sie damit gemeint hatte, dass man seinen schlimmen Erlebnissen erlauben solle, freundlich zu einem zu sein. Doch sie sprach nie wieder ein einziges Wort. Nicht einmal Augenkontakt konnte sie herstellen, geschweige denn halten. Sie lag im Bett oder in einem der riesigen, gepolsterten Pflegerollstühle für Heimpatienten, die keine Kontrolle über ihre Körperfunktionen haben. Die Demenz verschluckte sie wieder vollständig. Was übrigblieb, waren

ein zusammengerollter und verkrampfter Körper und ein gläsernes Schweigen.

Ich saß dann bei ihr, sang ihr etwas vor und hielt ihre Hände, wenn sie nicht gerade schmerzhaft verkrampft waren. Ich weiß nicht, ob sie Trost daraus ziehen konnte. Ein paar Monate später starb sie, mitten in der Nacht, allein in ihrem dunklen Zimmer.

Sie erinnerte sich wahrscheinlich nicht daran, mich je kennen gelernt zu haben. Aber ich denke seitdem immer wieder über das Gesagte nach. Über die Weisheit in Geschichten wie ihrer und die Güte, die man auch nach schwersten Schicksalsschlägen, selbst jetzt, mitten im Leben, finden kann.

»Mommy.« Mit einem tiefen Seufzer betrachtete mein fünfjähriger Sohn die Schachtel mit Apfelmusbechern auf der Küchentheke. Während ich versuchte, vor der Arbeit noch Lunchpakete für die Schule fertigzumachen, nahm er meine beiden Hände. »Ich hab eine Idee.« Das war immer sein Eröffnungsschachzug. »Ich weiß, dass du zur Arbeit musst und dass du da Leute sterben lässt, aber ich möchte heute unbedingt zu Friendly's.« Er lächelte und nickte. »Also, Mommy? Können wir hingehen? Zum Mittagessen? Und hinterher ein Eis? Einen Eisbecher zum selber Zusammenstellen? Mit Gummibärchen und bunten Zuckerstreuseln? Du gehst doch gern zu Friendly's! Ja?«

»Halt, halt!«, sagte ich.

Er setzte sein Kindergartenlächeln auf, nur Zahnfleisch und keine Zähne, und nickte unaufhörlich.

»Noch mal zurück. Was meinst du, was ich auf der Arbeit mache?«

»Leute sterben lassen, damit sie in den Himmel gehen können«, sagte er nüchtern. »Aber das kannst du auch morgen machen, dann können wir nämlich heute zu Friendly's gehen, ok? Du isst doch auch gerne Eis. Sogar gerner als ich. Gerner als alle anderen. Deshalb gehen wir hin. Sterben können die Leute auch morgen.« Er nickte noch ein paarmal.

Es schien ihm bemerkenswert wenig auszumachen, dass seine Mutter ein weiblicher Sensenmann mit Clogs und immer etwas zu eng sitzender Hose war, in deren Händen nicht nur sein Apfelmusbecher, sondern auch die Macht über Leben und Tod lag.

Um es einmal erwähnt zu haben, ich lasse Leute nicht sterben.

Ich kann meinem Sohn aber nicht verübeln, dass er die Arbeit seiner Mutter nicht verstand. Die wenigsten Leute wissen genau, was Hospizseelsorger tun. Selbst andere Hospizmitarbeiterinnen haben manchmal nur eine vage Vorstellung, die meistens mit Handhalten und Ave-Maria-Beten zu tun hat.

Mir fiel es ja selbst schon schwer, anderen meine Arbeit zu erklären.

»Ein bisschen verwirrt bin ich jetzt schon«, sagte einmal eine Frau bei einem Buchklubtreffen zu mir, als wir beide vor einem Tablett mit Käse und Trauben standen. »Was macht eine Hospizseelsorgerin denn nun genau?«

»Wir gehören zum Hospizteam, und unsere Aufgabe besteht darin, Patienten, Angehörigen und Personal geistlichen Beistand und Hilfe zu gewähren«, gab ich ihr meine Standardauskunft, während ich mir Cracker und den köstlichen Ziegenkäse mit Kräuterkruste auf den Teller lud.

»Das sagt mir gar nichts«, erwiderte sie. »Erzählen Sie mir doch mal ganz genau, was Sie heute bei der Arbeit gemacht haben.«

An diesem Tag war ich in einem Pflegeheim gewesen und hatte ein halbes Dutzend mittellose alleinstehende Patienten mit Demenz im Endstadium besucht.

Für eine Hospizseelsorgerin sind Menschen mit Demenz im Endstadium die einfachsten und zugleich schwierigsten Patienten. Wie die Porzellanpuppenpatientin sitzen sie, ihre kleinen Körper schmerzhaft verkrampft und verdreht, mit Stofftieren als Trostspendern in den großen Pflegerollstühlen. Ihre riesig erscheinenden eingesunkenen Augen starren in die Ferne. In den Winkeln ihres offenen Mundes bilden sich oft Krusten. Ihre Haut reißt ganz leicht, wie ein feuchtes Papiertaschentuch. Sie können weder sprechen noch gehen noch selbstständig essen. In ihren letzten Wochen oder Monaten – in einigen der traurigsten Fälle, die ich erlebt habe, sogar über Jahre hinweg – können sie nicht mehr lächeln oder den Kopf allein aufrecht halten.

Wie gibt man einem solchen Menschen geistlichen Beistand? Was kann man anbieten, wenn man nicht weiß, ob ein Gebet oder ein Lied, ja schon die Berührung mit der Hand sich tröstend oder eher verstörend auswirkt? Wenn der Mensch einem nicht sagen kann, wer er ist, und es keine Familie oder Freunde gibt, die ein bisschen über ihn erzählen können? Versetzen Sie sich einmal in die Lage so eines Menschen. Da taucht eine Fremde in Ihrem Zimmer auf. Sie können sie, falls Sie allein sein wollen, nicht bitten zu gehen. Ebenso wenig können Sie sie, wenn Sie einsam sind oder Angst

haben, bitten zu bleiben. Sie können ihr nicht sagen, sie möge still sein oder aber bitte sprechen und weiter-singen. Als Buddhist können Sie nicht verhindern, dass sie Ihnen aus der Bibel vorliest, oder als Atheist, dass sie mit Ihnen betet. Sie können Sie auch nicht bitten, den Rosenkranz für Sie zu beten, falls das Ihr einziger Trost ist. Sie können dieser fremden Frau nicht sagen, dass ihre Hand, die leicht auf Ihrem Handgelenk liegt, Ihnen unsägliche Schmerzen verursacht – oder dass Sie sich nichts sehnlicher wünschen als die Wärme und Weichheit menschlicher Berührung und sich fragen, warum sie nicht Ihre Hand hält.

Und dann stellen Sie sich vor, die Seelsorgerin bei einem solchen Fremden zu sein und nicht zu wissen, ob das, was Sie tun oder nicht tun, ihm Trost bringt oder Schmerz bereitet. Wie sollte ich nach einem Tag mit einem halben Dutzend solcher Patienten – ein Kollege nannte das einmal »die Mauer der Demenz« – jemandem erklären, was ich tat?

Dennoch wollte ich es versuchen. Mich fragten nur selten Leute nach meiner Arbeit, und das konnte ein Gefühl von Einsamkeit erzeugen.

Ich sagte, an diesem speziellen Tag hätte ich bei meinen Patienten gesessen. Zunächst hätte ich festzustellen versucht, ob es ihnen den Umständen entsprechend gut ging, und, falls nicht, mit einer Krankenschwester oder einer Pflegehelferin gesprochen. Dann hätte ich vielleicht ihre Hände oder Arme leicht berührt, falls sie das zu entspannen schien. Oder für sie gesungen. Oder ich hätte, falls es überhaupt welche gab, Fotos und andere Gegenstände von ihrem Toilettentisch genommen und ihnen gezeigt. Hauptsächlich hätte ich

jedoch die elementarste und schwierigste Arbeit einer Hospizseelsorgerin getan: Ich hätte versucht, einfach präsent zu sein.

»Dann haben Sie nur da gegessen?«

»Nein. Das heißt, ja. Ich meine, ich habe bei ihnen gegessen, aber nicht einfach nur da gegessen.«

Sie zog eine Augenbraue hoch.

»Ich saß bei ihnen und bot ihnen eine friedliche Präsenz an.«

»Eine friedliche Präsenz? Und wie genau machen Sie das? Das klingt, als würden Sie ihnen eine Tasse Kaffee anbieten.«

Das war der Moment, in dem ich einfach mit einem freundlichen Lächeln, einer witzigen Bemerkung das Thema hätte wechseln können. Ich konnte aber auch dranbleiben und es mit einer Erklärung versuchen, wohl wissend, dass es in ihren Ohren womöglich lächerlich klang.

»Also. Bevor ich das Zimmer betrete, atme ich tief durch und bitte Gott um seinen Beistand. Ich besinne mich darauf, warum ich da bin, und lasse im Kopf alles andere los. Ich versuche, in meinem Inneren den Fokus auf die Liebe zu legen. Dann gehe ich hinein, sage hallo und erspüre, ob die Person mich wahrnimmt. Ich lächle freundlich und stelle mich mit Namen vor. Ich versuche, in mir ein Gefühl von Frieden und Annahme und Liebe entstehen zu lassen, das meine Bewegungen, mein Sitzen, meinen Blick bestimmt. Ich lenke meine ganze Energie auf das Gesicht meines Gegenübers.«

Ihre Miene wechselte von Skepsis zu Ungläubigkeit. Da es mir noch nie etwas ausgemacht hat, mich in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen, fuhr ich

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kerry Egan

leben

Von Sterbenden lernen, was zählt

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 192 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-579-08686-6

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: September 2017

»Es liegt eine Kraft in den Geschichten ihres Lebens und dem Sinn, den sie darin gefunden haben.« (Kerry Egan)

Dies ist kein Buch über das Sterben – es ist ein Buch über das Leben! Die erfahrende Hospiz-Seelsorgerin Kerry Egan erzählt Geschichten von Sterbenden. Sie handeln von Hoffnung und Glück, Reue und Trauer, Stolz und Demütigung, Offenbarung und viel zu lange gehüteten Geheimnissen. Und vor allem: von der Liebe – zu ihren Kindern, Partnern und Freunden, von unerfüllter, verlorener, vergeblicher Liebe. Gemeinsam ist allen Geschichten das Ringen darum, dem eigenen Leben einen Sinn zu geben, und der unbedingte Wille, die Welt nicht schwarzweiß zu sehen, sondern in all ihren Schattierungen von grau bis bunt.



[Der Titel im Katalog](#)



Kerry Egan

[Leben](#)

Von Sterbenden lernen, was zählt

240 pages, hb
publication 2017



More books on homeopathy, alternative medicine and a healthy
life www.narayana-verlag.com